

AMY HARMON
Infinity Plus One

AMY HARMON

INFINITY

plus one

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Corinna Wieja und Jeannette Bauroth*

LYX

LYX in der Bastei Lübbe AG
Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.



Vollständige Neuausgabe
des bei INK unter dem Titel »Unendlich Wir« erschienenen Werks
Copyright © 2014 by Amy Harmon

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Infinity + One«
Für die deutsche Ausgabe:
Copyright © 2021 Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Jochen Dilling

Umschlaggestaltung: © Sandra Taufer, unter Verwendung von Motiven
von © Mari Dein / shutterstock; motion.vidos / shutterstock;
personsproductions / shutterstock
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7363-1486-3

1 3 5 7 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter lyx-verlag.de
Bitte beachten Sie auch: luebbe.de und lesejury.de

*Für meine Mom, die Mathematikerin –
brillant, blond und bezaubernd*

PROLOG

Ausgangspunkt

Der Fernseher war eingeschaltet, plärrte in voller Lautstärke. Es lief irgendein Promimagazin. Die Moderatorin saß mit ernster Miene hinter einem Tisch, was ihr und der Sendung wohl einen seriösen, glaubwürdigen Anstrich verleihen sollte. Ihre Sonnenstudiobräune und die falschen Wimpern machten die Wirkung von Tisch und ernster Miene jedoch gleich wieder zunichte. Er beugte sich vor, um den Fernseher auszuschalten, da tauchte plötzlich sein Gesicht auf dem Bildschirm auf. Lächelnd, den Arm um ihre Taille geschlungen, sah er zu ihr hinunter. Ihre linke Hand lag auf seiner Brust, und sie strahlte ihn an. Wie hypnotisiert ließ er den Arm wieder sinken. Ein altes Schwarz-Weiß-Foto wurde eingeblendet, und er verharrte völlig erstarrt, während die Moderatorin ihren Text in die Kamera sprach:

»Bonnie Parker lernte Clyde Barrow im Januar 1930 in Texas kennen. Die Weltwirtschaftskrise hatte ihren Höhepunkt erreicht; die Menschen waren arm, verzweifelt und ohne Hoffnung. Die neunzehnjährige Bonnie Parker und der zwanzigjährige Clyde Barrow bildeten keine Ausnahme. Obwohl sie einander wenig zu bieten hatten – Bonnie war bereits verheiratet, lebte jedoch nicht mehr mit

ihrem Ehemann zusammen, Clyde war ein Überlebenskünstler, der nichts weiter besaß als ein Vorstrafenregister –, wurden sie unzertrennlich. In den darauffolgenden vier Jahren hinterließen sie eine blutige Spur im staubigen Süden, raubten Banken, Geschäfte und Tankstellen aus, töteten Polizisten und Zivilisten und führten ein Leben auf der Flucht, das nur von gelegentlichen Gefängnisaufenthalten unterbrochen wurde. Eine Filmrolle aus einem Fotoapparat und einige Gedichte von Bonnie, die man in ihrem Schlupfwinkel in Joplin, Missouri, entdeckte, machten das junge Verbrecherpärchen unvergessen. Ihre Geschichte hat die Menschen weltweit fasziniert. Sie waren jung, wild, verliebt und rücksichtslos. Immer den unausweichlichen Tod vor Augen, flüchteten sie vor dem Gesetz, und im Mai 1934 ereilte sie ihr Schicksal. Auf einer einsamen Straße in Louisiana gerieten sie in einen Hinterhalt und starben gemeinsam im Kugelhagel; über einhundertdreißig Schüsse durchsiebten ihre Körper und ihren Wagen. Ihre jungen Leben waren ausgelöscht und ihrer Verbrechenserie ein Ende gesetzt worden, aber in den Erinnerungen der Menschen lebten sie weiter.

Hat sich die Vergangenheit nun wiederholt? Erleben wir eine moderne Version der Geschichte von Bonnie und Clyde? Ein Liebespaar auf der Flucht, das eine Spur aus Chaos hinter sich herzieht? Zwar sind die beiden Fälle nicht identisch, dennoch gibt es bemerkenswerte Parallelen. Und man muss sich fragen, ob nicht gar zu früher Ruhm und Reichtum in gewisser Weise die Auslöser dieser Ereignisse sind. Statt der Armut, die für Bonnie und Clyde in den 1930er-Jahren zum Alltag gehörte, stoßen wir nun auf das andere Extrem. In beiden Fällen mussten junge Menschen zu schnell erwachsen werden, sich zu früh den harten Realitäten des Lebens stellen und rebellierten schließlich gegen das System.

Wir erleben es immer wieder – eine vielversprechende Karriere, ein sensationelles Talent. Und wir alle stellen uns die Frage: Was ist aus Bonnie Rae Shelby geworden?«

*Neigungswinkel**Elf Tage zuvor*

»Ich habe gehört, dass alle beim Fallen schreien – sogar, wenn sie freiwillig gesprungen sind.«

Die Stimme kam wie aus dem Nichts, ließ mich zusammenzucken und jagte mir ein Ziehen durch die Magengrube, als hätte ich schon losgelassen und befände mich im freien Fall. Wer da mit mir sprach, konnte ich nicht sehen. Der Nebel war zu dicht und bot mir damit die perfekte Gelegenheit, un bemerkt in das samtige Weiß einzutauchen. Die dicken Schwaden lullten mich in ein trügerisches Gefühl der Sicherheit, umhüllten mich wie ein Kokon und gaukelten mir vor, sie würden mich auffangen und ich könnte mich eine Weile darin verstecken. Mit feuchtem Atem flüsterte mir der Nebel zu, dass das Loslassen leicht und schmerzlos sein würde, dass ich nicht in den Abgrund stürzen, sondern von einer Wolke getragen werden würde. Ein Teil von mir wollte jedoch in den Abgrund stürzen. Deshalb war ich hier. Und ich bekam diesen Song einfach nicht aus dem Kopf. Die Strophe, in der es darum ging, dass man im Himmel für immer zusammen sein könnte.

*Oh my darling Minnie Mae, up in heaven, so they say
And they'll never take you from me, anymore
I'm coming, coming, coming, as the angels clear the way
So farewell to the old Kentucky shore.*

»Komm da runter.« Wieder diese Stimme. Körperlos. Ich konnte nicht mal erkennen, aus welcher Richtung sie kam. Sie klang tief, rau. Die Stimme eines Mannes. Nach dem Klang zu urteilen, war er wohl nicht mehr ganz so jung, vielleicht etwa so alt wie mein Vater. Daddy hätte auch versucht, jemanden, der auf einem Brückengeländer steht, mit guten Worten wieder runterzuholen. Oder mit einem Lied. Der Gedanke brachte mich zum Lächeln. Seine Stimme beherrschte meine frühesten Kindheitserinnerungen. Tief und Folksongs schmetternd, mit dem typischen Südstaatler-Singsang, der zu meinem Markenzeichen geworden war. Anfangs hatte ich immer die Melodiestimme gesungen, Daddy hatte den Tenor beigesteuert und Gran die Begleitstimme. Wir konnten stundenlang singen. Und das taten wir auch. Darin waren wir gut. Dafür lebten wir. Aber ich wollte nicht mehr dafür leben.

»Wenn du nicht runterkommst, komm ich rauf.«

Ich zuckte erneut zusammen. Ich hatte ganz vergessen, dass er da war. Ganz einfach so. Mein Gehirn war wie die Luft um mich herum völlig vernebelt, als hätte ich sie tief eingeatmet.

Er sagte runter statt herunter und verschluckte das R am Ende, sodass es ein wenig wie ein A klang – »runta«. Ich konnte den Akzent nicht einordnen. Einen Moment lang war ich verwirrt. Boston. Genau. Ich war in Boston. Gestern war ich in New York City und davor in Philadelphia gewesen. Und vergangenen Montag in Detroit, oder? Ich versuchte mich an all die Aufenthalte in all den Städten zu erinnern, doch in meinem Kopf verschwamm alles zu einem undeutlichen Bild. Ich

bekam nie viel von den Städten zu sehen, in denen ich auftrat. Ein Ort glich dem anderen.

Plötzlich balancierte der Mann neben mir auf dem Geländer, die Arme, wie ich, gegen das Metall gestemmt. Er war groß. Ziemlich groß, wie ich nach einem raschen Seitenblick feststellte. Unvermittelt hatte ich ein Gefühl, als ob mir das Herz in die Magengrube rutschte, dort dumpf aufschlug und wie ein Ball herumhüpfte, und mir wurde schlecht. Mein Magen war leer, nichts Neues. Ich fragte mich, ob der Mann ein Vergewaltiger oder Serienkiller war. Aber eigentlich spielte das keine Rolle, entschied ich müde. Falls er mich vergewaltigen oder ermorden wollte, konnte ich einfach loslassen. Problem gelöst.

»Wissen deine Eltern, wo du bist? Gib mir ihre Telefonnummer und ich ruf sie an.« Da war es wieder, am Ende von »Telefonnummer«, das verschluckte R, das wie ein A klang – »Numma«. Seine Stimme ähnelte doch nicht der meines Vaters. Daddy war in den Bergen von Tennessee geboren und aufgewachsen. In Tennessee sprechen wir die Rs aus. Wir rollen unsere Zungen um das R wie um ein Zitronenbonbon, bevor wir es loslassen.

»Soll ich jemanden für dich anrufen?«, fragte er, als ich keine Antwort gab. Ohne ihn anzusehen, schüttelte ich den Kopf. Ich hielt den Blick nach vorn in den Nebel gerichtet. Das weiße Nichts gefiel mir. Es beruhigte mich. Ich wollte diesem Nichts näher sein. Deshalb war ich auf das Geländer geklettert.

»Schau mal, Kindchen. Ich kann dich hier nicht allein lassen.«

Auch das R von hier war kaum wahrnehmbar. Sein Akzent faszinierte mich, dennoch wünschte ich mir, er würde endlich aufgeben und verschwinden.

»Ich bin kein Kind. Du kannst mich also sehr wohl hier al-

lein lassen.« Mir fiel auf, wie trotzig meine gerollten Rs klangen, ebenso trotzig wie meine Worte.

Ich spürte seinen Blick auf meinem Gesicht ruhen und sah ihn an. Nahm ihn zum ersten Mal bewusst wahr. Er trug eine Strickmütze, die er sich tief in die Stirn und über die Ohren gezogen hatte, so wie ich. Es war kalt. Meine Mütze hatte ich von meinem Sicherheitschef geklaut, zusammen mit einem riesigen Kapuzenshirt, das jemand in meiner Garderobe vergessen hatte. Seine Mütze sah aus, als sei sie ein Teil von ihm. Er hatte sie ganz sicher nicht gestohlen. Zottelige, lange blonde Haare lugten darunter hervor, seine breiten Augenbrauen waren jedoch beinahe so dunkel wie die Wolle seiner Mütze – schwarze Balken über Augen von undefinierbarer Farbe. In der nebligen Dunkelheit konnte man nur unterschiedliche Grautöne erkennen. Mit starrem Blick, den Mund leicht zusammengekniffen, fixierte er mich überrascht. Offensichtlich hatten wir uns beide geirrt. Ich war kein Kind und er kein älterer Mann. Er war höchstens ein paar Jahre älter als ich, wenn überhaupt.

»Nein, wie ein Kind siehst du wirklich nicht aus«, sagte er. Sein verblüffter Blick wanderte zu meiner Brust, wie um sich zu vergewissern, dass ich tatsächlich weiblich war. Ich hob eine Augenbraue und reckte das Kinn, um ihn auf diese Weise wortlos aufzufordern, mir ins Gesicht zu schauen. Es funktionierte; er hob den Blick und redete in besänftigendem Ton auf mich ein.

»Wenn du springst, wirst du aller Wahrscheinlichkeit nach sterben. Vielleicht wirst du den Fall sogar genießen, aber den Aufprall ganz sicher nicht; der wird sich so richtig scheiße anfühlen. Und falls du doch nicht stirbst, wirst du dir wünschen, du hättest es nicht überlebt oder wärst erst gar nicht gesprungen. Und dann wirst du um Hilfe rufen. Aber dann ist es zu spät, denn ich spring dir bestimmt nicht hinterher, Texas.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dich darum gebeten zu haben, Boston«, gab ich zurück, ohne ihn über meinen tatsächlichen Heimatstaat aufzuklären. Offenbar schien jeder, der das Rollend aussprach, aus Texas stammen zu müssen.

Sein Blick ruhte kurz auf meinen Stiefeln und glitt dann abschätzend nach oben zu meinem Gesicht. »Du und ich, wir beide wissen doch, dass du es sowieso nicht tun wirst. Also beende das Drama, kletter runter, und ich bring dich, wohin du willst.«

Er hatte genau das Falsche gesagt. Ich spürte, wie die Wut meinen leeren Magen füllte und in meine Kehle hinaufschoss wie Flammen in einem Aufzugschacht. Tränen liefen mir über die Wangen, der natürliche Schutz meines Körpers gegen das Inferno, das in mir wütete. Ich fühlte mich erschöpft. Völlig ausgelaugt. Emotional und körperlich am Ende. Ich war es leid, dass jeder glaubte, er könne mich bevormunden und mir sagen, was ich wann wie und mit wem zu tun hatte. Ich war es leid, nie eigene Entscheidungen treffen zu können, und beschloss, dies an Ort und Stelle zu ändern. Seine Bemerkung bestärkte meinen Entschluss nur noch. Ich sah sofort, wann er diese Tatsache begriff. Sein Mund formte einen stummen Fluch, und er riss erschrocken die Augen auf.

Ich beugte mich nach vorn in den Nebel und ließ los.



Als meine Zwillingsschwester starb, wurde der Tod für mich sehr real. Ich dachte fast unaufhörlich daran, und weil ich sie mehr liebte als alles andere auf der Welt, wollte ein Teil von mir bei ihr sein, wo immer sie auch war. Ich begann, über meinen eigenen Tod nachzudenken und mir die Umstände auszumalen, wie es passieren könnte. Diese Todessehnsucht kam

jedoch nicht von jetzt auf gleich; sie schlich sich ganz allmählich ein. Es fing mit einem Gedanken an, der in den dunkelsten Ecken des Verstandes aufflackert, wie eine Geburtstagskerze, kurz bevor man sie ausbläst. Nur dass die Todessehnsucht wie eine dieser magischen Kerzen ist, die man ausbläst und die gleich darauf wieder aufflammen. Wieder und wieder. Und jedes Mal, wenn sie erneut aufflackert, brennt sie ein wenig länger und strahlt ein wenig heller. Das Licht erscheint beinahe warm. Freundlich. Ganz und gar nicht so, als ob es einen verbrennen würde.

Irgendwann wird der flackernde Gedanke zur Möglichkeit und die Möglichkeit zum präzisen Vorhaben, mit einem Plan A und einem Plan B. Und manchmal auch Plan C und D. Und bevor man sich's versieht, nimmt man auf vielerlei beiläufige Arten Abschied. Man denkt, vielleicht ist das meine letzte Tasse Kaffee. Das letzte Mal, dass ich mir die Schuhe binde oder die Katze streichele. Das letzte Mal, dass ich diesen Song singe. Und mit jedem »letzten Mal« nimmt die Erleichterung zu, so wie beim Abhaken anstrengender Aufgaben auf einer langen Liste. Irgendwann reihen sich die kleinen Kerzen im Kopf wie brennende Brücken aneinander. Leute, die sterben wollen, brechen sämtliche Brücken hinter, vor und neben sich ab. Und dann springen sie hinunter.

An diesem Abend hatte ich alle lächelnd und mit sanften Worten aus meiner Garderobe geworfen. Ich hatte nicht geschrien, geweint oder mich wie eine Diva aufgeführt. Das war nicht meine Art. Das war Grans Job. Ich bat lediglich darum, einen Moment allein gelassen zu werden. Die Tour ging an diesem Abend zu Ende, alle waren in Feierlaune. Am Vorabend hatte ich ein Konzert im Madison Square Garden gegeben, und Gran schwebte im siebten Himmel. An diesem Abend traten wir in einer weiteren sehr berühmten Halle mit »Gar-

den« im Namen auf, dem TD Garden. Ich weiß, ich hätte darüber vor Freude aus dem Häuschen sein sollen. Aber das war ich nicht. Ich fühlte mich so leer wie eine riesige, ausgehöhlte Wassermelone. Daddy hatte die Wassermelonen oben immer wie ein Ei geköpft und dann wie Eiscreme ausgelöffelt, Löffel für Löffel, bis nur noch die leere Schale übrig geblieben war. Anschließend hatte er den »Deckel« wieder draufgesetzt, so dass die Melone wie frisch gekauft aussah. Mehr als einmal hatte meine Mutter ihn verflucht, wenn sie mal wieder feststellen musste, dass das Innere sauber ausgekratzt war.

Alle waren gegangen – mein Stylist Jerry, meine Make-up-Stylistin Shantel und die Frauen und Freundinnen der Crew, die den letzten Abend der Tour mitfeiern wollten. Die Show war endlich vorüber. Na ja, so gut wie. Ich verließ die Bühne vor dem letzten Song. Die Vorgruppe und meine Band beendeten das Konzert mit dem Medley, das wir immer zum Ende eines Konzerts spielten.

Ich hatte behauptet, mir sei schlecht. Aber bevor ich die Bühne verließ, habe ich meinen Auftritt so absolviert, wie man es von mir erwartete. Ich habe die Songs aus meinem letzten Album gesungen und die Lieblingssongs der vorausgegangenen drei. Mit vier eingespielten CDs und dem Album mit all meinen Songs aus der Castingshow *Nashville Forever*, das kurz nach meinem Sieg veröffentlicht worden war, hatte ich mich in der Branche etabliert, einen Grammy gewonnen und galt als Schlagzeilengarant. Mein letztes Album *Come Undone* hatte sogar Platin erreicht.

Ich hatte meine Verpflichtungen erfüllt. Niemand konnte mir nachsagen, ich hätte nicht geliefert. Ich hatte mir die Seele aus dem Leib gesungen, während ich in meinem sorgfältig ausgewählten Kostüm – kunstvoll zerrissene, hautenge blaue Jeans, ein schwarzes Seidentop und hochhackige rote

Cowgirlstiefel – über die Bühne tänzelte. Die Mischung sollte die Grenzen zwischen Pop-Prinzessin und Countrysängerin verwischen, um meine Marktchancen zu maximieren.

Die Scheinwerfer auf der Bühne sorgten für unerträgliche Hitze, doch mein Make-up hielt tadellos. Die falschen Wimpern und raffiniert aufgetragenen Schichten Lidschatten, Eyeliner und Mascara ließen meine dunkelbraunen Augen groß und seelenvoll wie Welpenaugen erscheinen. Mein Gesicht wurde von langen, goldblonden Locken umrahmt, die typische Bonnie-Rae-Shelby-Frisur, die kleine Mädchen im ganzen Land zu imitieren versuchten. Ich hätte ihnen sagen können, wie leicht das ist. Ich hatte mir die Locken im Laden gekauft. Das kann jeder. Okay, inzwischen waren Haarteile teuer geworden, aber das war nicht immer so gewesen.

Als Minnie damals wegen der Chemotherapie die Haare auszufallen begannen, beschlossen wir, uns gemeinsam den Kopf zu rasieren. Unsere hellbraunen Haare rieselten zu flauschigen Teppichen auf den Boden. Wir waren Zwillinge. Eineiige Zwillinge. Sogenannte Spiegelbildzwillinge. Wenn Minnie einen kahlen Schädel bekommen würde, dann wollte ich ebenfalls Glatze tragen. Das stand für mich fest. Gran meinte jedoch, mit einer Glatze könnte ich nicht auf die Bühne gehen, weshalb sie mir am Tag des Castings für *Nashville Forever* von unserem Bus- und Essensgeld eine Perücke mit langen, aschblonden Locken kaufte.

»Dolly Parton trägt immer Perücken, Bonnie«, hatte Gran fröhlich erklärt, während sie mir das Teil über den glatten Kopf zog. »Schau dich an! Blond steht dir, Bonnie Rae. Du siehst aus wie ein kleiner Engel. Das ist gut. Genau das wollen wir. Engelslocken passend zu deiner Engelsstimme.«

Seitdem hatte ich immer Engelslocken getragen, allerdings keine Dolly-Perücke mehr. Inzwischen verwendete ich Ex-

tensions, ließ mir die Haare färben, und ein Friseur, eine Make-up-Stylistin, ein Stylist und ein Security-Team begleiteten mich auf Reisen. Ich hatte auch eine Pressesprecherin, einen Agenten und einen Anwalt auf Kurzwahl. Und Gran. Gran war von allem ein wenig, hauptsächlich aber meine Managerin.

Gran wollte nicht, dass ich ohne sie in die Garderobe ging. Gran war schlau. Und tough. Manchmal auch ein wenig fies und Furcht einflößend. Sie ahnte, dass etwas nicht stimmte. Sie hat die brennende Brücke gerochen; sie konnte nur den Rauch nicht sehen.

»Gib mir nur einen Augenblick, Gran. Ich bin einundzwanzig. Man kann mich eine halbe Stunde allein lassen, ohne dass die Welt deswegen untergeht.« Meine Stimme klang seelenruhig, doch in mir herrschte Aufruhr. Ich war so eine Lügnerin. Grans Welt würde an diesem Abend untergehen. Welche Ironie. Sie nickte kurz und wandte sich ab, um sich ums Geschäft zu kümmern.

Nun war ich allein.

Ich betrachtete mich in dem großen Spiegel vor mir. In der Garderobe gab es überall Spiegel. Ich fuhr über meine Locken und blinzelte ein paarmal. Dann holte ich die Schere, die ich aus Jerrys kleinem Zauberkasten hatte mitgehen lassen, und fing an zu schneiden. Schnipp, schnipp, schnipp. Die Engelslocken verteilten sich um meine Füße herum wie sechs Jahre zuvor. Ein paar Strähnen landeten auf meinen Schultern und in meinem Schoß. Eine Locke fiel vorn auf mein Shirt, und ich fing an zu lachen. Mit den Haaren im Ausschnitt sah ich aus wie ein Mann mit Möpsen. Lachend schnitt ich weiter, bis kaum noch Haare übrig waren. In kurzen, zerrupften Büscheln standen sie mir vom Kopf ab und waren sogar noch kürzer als Damons. Damon saß während der *Come-Undone*-Tour an den Drums. Ich fand ihn heiß, aber Gran ließ ihn nicht in

meine Nähe, weil er angeblich Herpes hatte. Ich war mir jedoch ziemlich sicher, dass der eigentliche Grund, warum sie ihn von mir fernhalten wollte, sein Penis war. Sie tat alles in ihrer Macht Stehende, um die Kerle auf Abstand zu halten.

Als ich sah, was von meinen Haaren noch übrig war, wandelte sich mein Lachen in ein komisches Hicksen, das auch ein ersticktes Schluchzen hätte sein können. Jetzt gab es kein Zurück mehr, und Minnie war nicht da, um sich ebenfalls die Haare abzuschneiden. Ich verdrängte die Schuldgefühle und zupfte mir die falschen Wimpern von den Lidern. Die schwarzen Spinnenbeinchen an meinen Augen leisteten Widerstand. Ich zuckte leicht zusammen, als ich sie abriss. Anschließend entfernte ich das Make-up mit einer Handvoll Feuchttücher und zog mir eine Wollmütze über die Überreste meiner Engelslocken. Die Beanie roch nach Bär – es war seine Mütze – und unvermittelt stieg wieder dieser Schmerz in mir auf, der noch schwerer zu unterdrücken war als die Schuldgefühle. Ich würde Bär vermissen. Und er mich.

Die roten Stiefel und die Jeans musste ich anbehalten. Ich hatte keine anderen Klamotten griffbereit und ohnehin keine Zeit zum Umziehen. Daher schlüpfte ich in das viel zu große Tour-Sweatshirt, auf dessen Rücken in langen Reihen unsere Tourdaten von 2013 und 2014 aufgelistet standen. Allein beim Anblick der Schrift überkam mich abgrundtiefe Erschöpfung. Ich zog die Kapuze über die Beanie, sodass sie mein Gesicht beschattete, als wäre ich ein Möchtegern-Gangster. Da ich es eilig hatte, ließ ich die Haarsträhnen einfach auf dem Boden und dem Schminktisch verstreut liegen. Außerdem wollte ich, dass Gran die abgeschnittenen Haare sah. Ich weiß nicht, warum, aber es schien mir irgendwie wichtig.

An der Tür blieb ich abrupt stehen. Ohne Geld konnte ich mir kein Taxi nehmen und auch nicht mit dem Bus fahren, und

ich hatte weder meine Tasche noch meine Kreditkarten dabei. Die trug ich nie mit mir herum. Das war nicht nötig. Wenn ich etwas brauchte, sorgte Gran oder jemand anderes dafür, dass ich es bekam. Volle zehn Sekunden lang geriet ich in Panik, bis ich Grans Designertasche auf dem Schminktisch entdeckte. Ich konnte kaum fassen, dass sie die hier liegen gelassen hatte.

Gran war länger arm gewesen als reich, und arme Leute wie wir haben ihr Geld immer gern in Reichweite. Wir stopfen es unter die Matratzen und in unsere BHs und höhlen Wände für unsere Schätze aus. Gran hatte diese Arme-Leute-Mentalität beibehalten und würde die alten Gewohnheiten vermutlich bis an ihr Lebensende nicht ablegen. Sie sorgte immer dafür, jederzeit flüssig zu sein. Ich vermutete, dass sich in ihrem Portemonnaie weitaus mehr befand, als ich für das Taxi benötigte, aber ich wurde allmählich nervös, denn mir lief die Zeit davon. Also schnappte ich mir Grans Handtasche, ohne nachzusehen, was sich darin befand, zog den Kopf ein und öffnete die Tür. So, wie ich Gran kannte, hatte sie mindestens hundert Riesen im Safe des Tourbusses gebunkert. Und die konnte sie gerne behalten.

Niemand wartete vor der Garderobentür, und soweit ich weiß, hat mir auch niemand einen zweiten Blick geschenkt, als ich das Gebäude verließ. Ich achtete darauf, nicht zu schnell zu gehen.

Nachdem der Fluchtgedanke vor ein paar Wochen in mir aufgeflackert war, hatte ich mir an all meinen Auftrittsorten einen Überblick über die Ausgänge verschafft. Bär im Schlepptau ging ich, unter dem Vorwand, mir die Beine vertreten zu wollen, die labyrinthartigen Flure und riesigen Katakomben aller Stadien und Arenen ab. Es war zu einem Spiel geworden. Wo ich ging und stand, spielte ich »Was wäre, wenn?« und plante meine wilde Flucht. Träumte davon. Malte sie mir in al-

len Einzelheiten aus. Nun war es also endlich so weit – ich verließ eine Arena, die als Symbol für den Erfolg eines Superstars galt. Und warf keinen Blick zurück.



Sobald ich die eiserne Brückenstrebe losließ, tat es mir auch schon leid. Ich fragte mich, ob sich wohl jeder am Ende seines Lebens so fühlte. Kein Film lief vor meinem inneren Auge ab, keine Bilder blitzten auf. Es gab nur einen kurzen Moment völliger Gewissheit, dass jetzt alles vorbei war und ich die Zielinie überquert hatte. Wie in Zeitlupe kippte ich nach vorne, meine Füße standen immer noch auf dem Geländer. Ich spürte, wie der Fremde neben mir hastig nach mir griff. Er krallte eine Hand in mein gestohlenen Sweatshirt und zog mich zurück, wodurch ich auch den letzten Halt verlor. Meine Beine knickten weg, aber statt nach vorne zu fallen, fiel ich nach hinten und schlug mit der linken Seite gegen das Metallgeländer, auf dem wir eben noch gestanden hatten. Auch er verlor das Gleichgewicht und stieß gegen meine Schulter. Alle viere von mir gestreckt, landete ich schmerzhaft halb auf dem Fremden, halb auf dem nassen Betonstreifen vor dem Geländer. Sofort versuchte ich mich aufzurichten und wehrte mich voller Wut gegen seinen Griff. Schon wieder hatte mich jemand daran gehindert, eine eigene Entscheidung zu treffen.

»Lass das!«, rief er und schnappte nach Luft, als ich ihm den Ellbogen zwischen die Rippen drückte, um aufzustehen. »Bist du verrückt?«

»Ich bin nicht verrückt!«, schrie ich. »Wer bist du überhaupt? Verschwinde! Ich habe dich nicht um Hilfe gebeten!«

Bei dem Gerangel war mir meine Mütze abhandengekommen. Ich tastete den Boden danach ab, konnte sie aber nicht

finden. Der Verlust von Bärs Mütze erschütterte mich mehr als die Nahtoderfahrung. Ich schlang die Arme um den Kopf, setzte mich vor das Geländer und zog schwer atmend und gegen die Tränen anblinzeln die Beine zur Brust. Vielleicht weinte ich gar nicht um die Mütze. Vielleicht weinte ich aus Erleichterung oder Angst oder auch, weil ich nicht wusste, was ich jetzt tun sollte. Ich hatte nie weiter als bis zur Brücke gedacht. Ich wusste, dass ich es nicht noch einmal schaffen würde, auf das Geländer zu klettern, und mir war auch klar, dass es keinen Sturz in den Nebel mehr geben würde. Von dieser lockenden Versuchung war ich geheilt. Zumindest für den Augenblick.

»Wenn ich so einen Frisurunfall gehabt hätte, würde ich auch heulen«, sagte der Fremde, hockte sich neben mich und reichte mir meine Mütze. Ich zog sie rasch über meine zerrupften Haare.

»Ich bin Clyde.« Er ließ die Hand ausgestreckt, als erwartete er, dass ich sie zur Begrüßung schüttelte. Wie betäubt starrte ich auf seine großen Hände. Alles an ihm war groß, aber so riesig wie Bär war er nicht. Bär war stämmig wie ein Bulle und gebaut wie eine menschliche Wand, was er im Grunde genommen auch war. Clyde wirkte schlaksig und schmal, hatte breite Schultern, und seine Hände sahen zupackend und stark aus.

»Clyde«, wiederholte ich benommen. Es war keine Frage. Ich probierte den Namen aus. Er passte nicht zu ihm. Er sah nicht aus wie ein Clyde. Clyde war der Name des Typen, dem in Grassley, Tennessee, die kleine Tankstelle mit nur einer Zapfsäule gehörte. Dort, in der kleinen Stadt am Fuße der Berge, hatte ich gelebt, bis ich sechzehn war und Gran meine Eltern davon überzeugte, dass wir alle reich werden könnten, wenn sie ihr erlaubten, mich nach Nashville zu bringen. Der Clyde aus Grassley hatte nur noch zwei Zähne und spielte gern auf seinem Banjo mit nur zwei Saiten. Zwei Zähne, zwei Saiten. Das

war mir früher gar nicht aufgefallen. Vielleicht war zwei die Glückszahl vom alten Clyde.

»Wie heißt du, verrücktes Mädchen?«, fragte der neue Clyde. Er hielt den Arm immer noch ausgestreckt und wartete darauf, dass ich mit ihm per Handschlag Freundschaft schloss.

»Bonnie«, antwortete ich und begann wie verrückt zu lachen. Mein Name war Bonnie und seiner Clyde. Bonnie und Clyde. Wenn das nicht einfach perfekt war. Ich ergriff seine Hand. Als meine Finger darin verschwanden, fühlte ich mich beherzt und befreit zugleich, so, als sei doch noch nicht alles vorbei für mich.

»Ja. Klar. Verstehe schon. Du willst mir deinen Namen also nicht verraten. Von mir aus.« Clyde zuckte mit den Schultern. »Dann nenn ich dich eben Bonnie.« Clyde dachte offensichtlich, ich würde mich über ihn lustig machen, aber wie es aussah, war er nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Seine Stimme glich einem tiefen, sanften Rumpeln, und ich fragte mich unwillkürlich, ob er mit seiner Bassstimme singen konnte.

»Läufst du vor etwas davon, Bonnie?«

»Kann sein«, antwortete ich. »Vielleicht lasse ich auch nur etwas hinter mir.«

Forschend glitt sein Blick über mein Gesicht, und ich senkte den Kopf. Ich wusste nicht, welche Art von Musik er mochte. Vermutlich nicht meine Art von Musik. Allerdings war mein Gesicht in den vergangenen sechs Jahren so ziemlich überall zu sehen gewesen, weshalb die Chancen, dass er mich erkannte, relativ hoch standen, ob er nun Country-Pop mochte oder nicht.

»Sollen wir jemanden anrufen?«

»Ich will niemanden anrufen! Ich will niemanden sehen. Ich will auch nicht deine Komplizin sein und mit dir Banken ausrauben, Clyde. Ich möchte jetzt allein sein. Ich will, dass du gehst. Okay?« Meine Stimme klang wie ein Fauchen, aber das

war mir egal. Ich wollte ihn unbedingt loswerden. Sobald das »Verschwinden« von Bonnie Rae Shelby bekannt wurde, würde er sich zusammenreimen, wer ich war. Und wenn das geschah, musste ich schon so weit fort sein, dass es keine Rolle mehr spielte, wann und wo er mich gesehen hatte.

Er stieß einen tiefen Seufzer aus und fluchte leise. Dann richtete er sich auf und ging. Mehrere Autos zischten vorüber, wie Windstöße aus dem Nichts, und ich fragte mich unvermittelt, ob Clyde zu Fuß unterwegs war. Vielleicht hatte er mich deshalb bemerkt. Eine andere Erklärung fiel mir nicht ein. Ich sah mich um, als ob der Nebel mir die Antwort enthüllen könnte. Stattdessen drehte sich mir der Kopf nur noch mehr. Ich wusste nicht mal, wo ich mich befand.

Ich stand auf und lief Clyde hinterher. Er war bereits im Nebel verschwunden. Die Hände in die weiten Taschen meines Sweatshirts gestopft, beschleunigte ich das Tempo und lauschte dabei angestrengt auf seine Schritte. Hoffentlich war er nirgendwo abgeboten. Quatsch! Wir befanden uns ja auf einer Brücke. Also konnte er nur in eine Richtung gegangen sein, ohne mir wieder über den Weg zu laufen. Ich hatte keine Ahnung, warum ich ihn verfolgte, nachdem ich ihn eben erst so erfolgreich vertrieben hatte. Ich wusste jedoch nicht, was ich sonst tun sollte.

Der Klang meiner Schritte auf der Brücke veränderte sich leicht, und ich erreichte eine breitere Stelle. Verkehrskegel trennten die Fahrspuren von einer Haltebucht, in der ein weißer Laster mit der Aufschrift »Boston Municipal« stand. Ein ramponierter, orangefarbener Chevy Blazer parkte mit pulsierenden Warnblinkern direkt dahinter. Clyde saß mit gespreizten Beinen und verschränkten Armen auf der breiten Stoßstange, als hätte er auf mich gewartet.

»Ist das deiner?« Ich deutete auf den alten Chevy.

»Ja.«

»Warum hast du hier gehalten?«

»Ich konnte ja wohl schlecht dahinten bei dir im Nebel stehen bleiben, ohne eine Massenkarambolage auszulösen.«

»Warum hast du überhaupt angehalten?«

»Weil ich auf dem Geländer ein Kind gesehen habe, das in den Mystic River springen wollte.«

»Wie?« Meine Stimme klang ungläubig, fast ein wenig vorwurfsvoll.

Er sah mich verwundert an.

»Wie konntest du mich bei diesem Nebel überhaupt sehen?«, wurde ich deutlicher.

Er zuckte mit den Schultern. »Vermutlich habe ich im rechten Augenblick hingeschaut. Und da warst du.«

Überrascht trat ich einen Schritt zurück. »Du hast also hier angehalten und bist zurückgelaufen? Wegen mir?« Ich war völlig baff. »Warum?«

Meine Frage ignorierend stand er auf und ging zur Fahrertür. »Hast du für heute vom Springen genug, Bonnie?«

»Was, wenn ich Nein sage?«, antwortete ich herausfordernd und verschränkte die Arme.

Er wandte sich langsam zu mir um. »Also, soll ich dich jetzt irgendwo hinbringen? Zu einer Bushaltestelle oder nach Hause? Ins Krankenhaus? Sag mir, wohin du willst, und ich bring dich hin. Okay?«

Ich wusste nicht, was ich machen oder wohin ich gehen sollte. Ich drehte mich im Kreis und rieb mir über die Arme, während ich meine Möglichkeiten überdachte und darüber grübelte, wie es jetzt weitergehen sollte, doch mein Kopf blieb leer. Ich war müde, so unglaublich müde. Vielleicht konnte mich Clyde einfach am nächsten Hotel absetzen, damit ich dort ein paar Tage oder Jahre lang durchschlafen konnte, bis meine

Welt wieder in Ordnung war. Oder zumindest so lange, bis ich etwas Klarheit gewonnen oder neuen Mut gefasst hatte, was mir beides im Moment fehlte.

Ein Polizeiauto raste vorbei, dann noch eins. Die blitzenden Signallichter ließen die neblige Dunkelheit wie eine von Rauch geschwängerte Bar erscheinen, komplett mit psychedelischer Discokugel. Clyde und ich zuckten gleichzeitig zusammen, als die Sirenen losheulten. Unsere Blicke trafen sich.

»Kommst du?«

Ich nickte und ging zur Beifahrertür. Erst leistete sie beim Öffnen ein wenig Widerstand, aber als ich kräftig am Griff zog, schwang sie auf. Ich ließ mich auf den zerschlissenen Sitz fallen und warf die Tür zu. Während Clyde sich in den spärlichen Verkehr auf der Brücke einfädelt, lehnte ich mich ans Fenster. Im Auto war es noch warm, und im Radio lief klassische Musik. Ich mochte klassische Musik nicht besonders. Erstaunlich, dass Clyde so was gefiel. Er wirkte eher wie ein Typ, der auf Pearl Jam oder Nirvana stand. Mit seiner Strickmütze und dem Siebentagebart sah er Kurt Cobain sogar ein bisschen ähnlich. Er hielt den Blick nach vorne gerichtet, aber vermutlich merkte er, dass ich ihn und den ganzen Kram in seinem Auto gründlich musterte. Entweder zog er um oder er wollte verreisen. Die Rückbank war vollgestellt mit Kisten, Armeerrucksäcken, einem Stapel Decken und einer ziemlich traurig aussehenden Pflanze. Hinter dem Rücksitz konnte ich den Hals eines Gitarrenkoffers entdecken. Plötzlich verspürte ich den unwiderstehlichen Drang, den Koffer über die Sitze hinweg in die Arme zu ziehen, als ob ich allein durch eine solche Umarmung meinen Weg finden könnte – oder zumindest Trost, wie schon so oft.

»Wohin bist du unterwegs?«, fragte ich.

»Westwärts.«

»Westwärts? Was ist das hier – ein John-Wayne-Film? Eine Menge Städte liegen westlich von Boston. Wie weit nach Westen fährst du denn?«, hakte ich nach.

»Vegas«, antwortete er.

»Aha.« Las Vegas. Eine lange Fahrt. Wie lange wohl? Ich hatte nicht den leisesten Schimmer. Man musste dafür das ganze Land durchqueren. Eine Riesenstrecke.

»Ich bin ebenfalls auf dem Weg dorthin«, log ich enthusiastisch.

Er sah zu mir herüber und seine Augenbrauen verschwanden fast ganz unter der dicken Mütze. »Du bist auf dem Weg nach Vegas?«

»Na ja, ganz so weit will ich eigentlich nicht. Äh, nur ... nach Westen«, ruderte ich zurück. Er sollte nicht annehmen, dass ich die Absicht hatte, die ganze Strecke bis nach Las Vegas mit ihm zu fahren, obwohl das plötzlich gar keine so schlechte Idee zu sein schien. »Nimmst du mich ein Stück mit?«

»Schau mal, Kindchen ...«

»Clyde?«, unterbrach ich ihn. »Ich bin kein Kind mehr. Ich bin einundzwanzig Jahre alt. Ich bin nicht minderjährig und weder aus dem Gefängnis noch aus der Irrenanstalt ausgebrochen. Ich bin kein Ku-Klux-Klan-Mitglied und auch keine Bibelverkäuferin, obwohl ich an Gott glaube und mich nicht schäme, das zuzugeben. Ich werde meinen Glauben jedoch für mich behalten, falls dir das Probleme bereitet. Ich habe etwas Geld, kann mich also an den Benzin- und Lebensmittelkosten beteiligen oder was immer wir sonst so benötigen. Ich brauche nur eine Mitfahrgelegenheit nach ... Westen.« Zum Glück hatte er das Ziel anfangs so vage definiert; das kam mir jetzt, wo ich eine Richtungsangabe brauchte, sehr gelegen.

Clyde lächelte. Nur ein kurzes Zucken seiner Mundwinkel, aber immerhin. Er schien mir nicht gerade der Smiley-Typ zu

sein. »Du hast nichts bei dir außer dem, was du am Körper trägst, und einer kleinen Handtasche, und dein Name ist nicht Bonnie, also versteckst du dich ganz offensichtlich vor jemandem oder bist ausgerissen, und das heißt, dass du Ärger an der Backe hast«, sagte er. »Und ich kann ganz sicher keinen Ärger gebrauchen.«

»Ich habe Geld und kann mir unterwegs das Nötigste besorgen. Ich reise mit leichtem Gepäck.« Ich zuckte mit den Schultern. »Wer braucht im Himmel schon einen Koffer?!«

Clyde gab einen erstickten Laut von sich und sah mich fassungslos an. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Ich hatte nur einen Witz machen wollen, aber ich hörte mich an wie eine Wahnsinnige. Ich fühlte mich auch ein wenig wahnsinnig. Schnell sprach ich weiter: »Und zu deiner Information, mein Name ist tatsächlich Bonnie. Aber du siehst nicht aus wie ein Clyde.«

»Clyde ist mein Nachname«, erklärte er nach kurzem Zögern. »Man nennt mich schon so lange so, dass ich den Namen mittlerweile automatisch verwende.«

»Deine Freunde nennen dich also Clyde?«

»Äh, ja. Meine Freunde.« Clydes Ton fiel etwas scharf aus, woraus ich schloss, dass ich einen wunden Punkt getroffen hatte, über den er nicht reden wollte.

»Tja, meine Freunde und Familie sagen Bonnie zu mir. Du darfst mich auch gern so nennen. Auch wenn es schon ein wenig komisch ist.«

»Bonnie und Clyde«, sagte er leise.

»Jap. Hoffen wir bloß, dass unser kleines Abenteuer ein besseres Ende nimmt als ihres.«

Clyde reagierte nicht darauf. Ich wusste nicht, ob er mich nun nach Las Vegas mitnehmen würde oder nicht, allerdings hatte er auch nicht ausdrücklich Nein gesagt. Die kleine Stim-

me in meinem Kopf, die der von Gran ziemlich ähnelte, teilte mir mit, dass ich ganz offiziell nicht mehr alle Latten am Zaun hätte. Wahrscheinlich war mein Verstand – im Gegensatz zu meinem Körper – auf der Brücke ins Wasser geplumpst und baden gegangen, was mich zum hirnlosen Zombie gemacht hatte. Also lehnte ich mich ans Fenster, schloss die Augen und stellte mich tot.

Konvergenz

Finn Clyde war nicht dumm. Im Gegenteil – er war sogar hochintelligent. Schon als Kind hatten ihn die wiederkehrenden Muster in der Natur fasziniert. Warum haben die meisten Blumen fünf Blütenblätter? Wieso sind Bienenwaben sechseckig? Weshalb sind den Zahlen Farben zugeordnet? Erst mit acht Jahren erkannte er, dass nicht jeder die Zahlen farbig sah.

Zahlen hatten auch Gewicht. Beim Multiplizieren wirbelten sie wie Flocken in einer Schneekugel in seinem Kopf umher, bis die Lösung der Aufgabe wie von der Schwerkraft angezogen in sein Bewusstsein niederrieselte. Als er älter wurde, entwickelte er eine Vorliebe für Wahrscheinlichkeitsrechnungen und kalkulierte mithilfe von mathematischen Formeln den möglichen Ausgang verschiedenster Szenarien. Seine Vorhersagen trafen auf fast unheimliche Weise zu. Sie waren sogar so akkurat, dass er mit Leichtigkeit jeden Gegner beim Schach, Poker oder sogar bei Spielen, die maßgeblich vom Zufall bestimmt waren, schlagen konnte. Für Finn gab es keine »Zufälle«. Erfolgchancen konnte man durch den Einsatz von ein wenig Gehirnschmalz analysieren, aufschlüsseln und bestimmen.

Doch nicht einmal Finn Clyde hatte sich ausrechnen können, dass sein Bruder Fish ausrasten, mit einer gestohlenen Waffe einen Gemischtwarenladen ausrauben und ihn in den ganzen Schlamassel mit hineinziehen würde. Finn war zwar genial, aber damals auch noch sehr jung und unerfahren gewesen. Und er war loyal. Deshalb war er zu seinem Bruder gerannt, anstatt sich aus dem Staub zu machen, nachdem Fish den Inhalt der Kasse von dem vietnamesischen Ladenbesitzer gefordert und eine Kugel in den Bauch bekommen hatte. Fisher Clyde starb auf dem Vordersitz des Wagens ihrer Mutter in den Armen seines Bruders, und mit seinem Tod nahm das Schicksal für den erst achtzehnjährigen Finn einen verhängnisvollen Lauf. Seitdem hatte sich ihm das Leben nicht gerade von seiner freundlichen Seite gezeigt. Mit vierundzwanzig Jahren – sechseinhalb Jahre nach dieser schicksalhaften Nacht –, war Finn immer noch hochintelligent, wenn auch nicht mehr ganz so jung, unerfahren und loyal, und ging Schwierigkeiten normalerweise lieber aus dem Weg. Bonnie allerdings bedeutete eindeutig Schwierigkeiten.

Sie schief, den Kopf an das Fenster gelehnt, die Arme um den Körper geschlungen, als müsse sie sich festhalten, damit sie nicht auseinanderbrach. Sie war schlank, fast schon zu schlank, und auch wenn sie behauptete, einundzwanzig zu sein, sah sie deutlich jünger aus. Als sich der Nebel plötzlich wie von der Vorhersehung gewollt lichtete und er sie auf dem Geländer stehen sah, hatte er sie für ein Kind gehalten – einen Jungen, vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Er war weitergefahren. Auf der Tobin Bridge hielt man nicht an. Man überquerte sie auch nicht zu Fuß oder mit dem Rad. Weiß der Geier, wie der Junge überhaupt dorthingekommen war. Wie sie dorthingekommen ist, korrigierte er sich.

Er war in nördlicher Richtung auf der Brücke unterwegs ge-

wesen, nach Chelsea. Auf Wiedersehen sagen und dann nichts wie weg. Der Chevy war vollgepackt mit allem, was er besaß, weil er Boston – überhaupt alles – hinter sich lassen wollte, um einen Neuanfang zu machen. Neue Menschen, neuer Job. Ein neues Leben. Irgendwie sprach die sprungbereite Gestalt im Nebel jedoch sein früheres Ich an. Den Finn, der es nicht besser wusste, der blind auf Ärger zulief. Bevor er noch richtig wusste, was er tat, hatte er angehalten und war zurückgelaufen.

Während ihrer Unterhaltung hatte er seinen Fehler natürlich erkannt. Das Kind war eine Frau. Ihre Stimme hatte den typischen Südstaatenakzent und klang rauchig, was in solch krassem Widerspruch zu dem riesigen Sweatshirt und dem tränenverschmierten Gesicht stand, dass er vor Überraschung beinahe selbst von der Brücke gefallen wäre. In ihrem Blick lag etwas, das er in den vergangenen sechseinhalb Jahren in vielen Gesichtern gesehen hatte: Niedergeschlagenheit, Hoffnungslosigkeit, Lebensmüdigkeit, Leere. Auch von seinem eigenen Spiegelbild kannte er diesen Blick. Resignation.

Finn konnte mit Worten nicht gut umgehen. Er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte, damit sie vom Geländer herunterstieg. Die Versuchung war groß, ihr irgendwelche Statistiken um die Ohren zu hauen, und im Prinzip hatte er das auch getan – er hatte irgendetwas über Wahrscheinlichkeiten gefaselt. Ihre hochhackigen roten Stiefel hatten ihn dann allerdings völlig aus dem Konzept gebracht. Das waren nicht die Stiefel einer Ausreißerin oder einer armen Prostituierten ohne einen Cent in der Tasche. Die Stiefel sahen teuer aus. Vermutlich hatten sie mehr gekostet, als die meisten Menschen in seiner Nachbarschaft in einer Woche verdienten. Darüber genervt, hatte er sie ein wenig verspottet, in dem Glauben, sie sei süchtig nach Aufmerksamkeit oder nur auf den Kick aus und war-

te bloß auf den Moment, in dem ihr Harvardfreund in seinem BMW angebraust kam und sie anflehte, doch wieder runterzukommen.

Kaum waren die Worte jedoch heraus, hatte sich etwas in ihrem Blick verändert, und wieder einmal musste er erkennen, dass er sich verrechnet hatte. Gerade noch rechtzeitig bekam er sie zu fassen, als sie losließ. Fishers Tod stand ihm plötzlich so frisch im Gedächtnis, dass er glaubte, seinen letzten gurgelnden Atemzug zu hören. Fisher war gestorben, doch dieses Mädchen nicht.

Sie hatte wütend um sich geschlagen, aber erst angefangen zu weinen, als er ihr die Mütze reichte. Ihre Haare sahen aus, als hätte sie jemand mit der Heckenschere attackiert. Der beste Beweis dafür, dass dieses Mädchen in Schwierigkeiten steckte – ganz zu schweigen von ihrem Selbstmordversuch. Daher war er nur zu gern gegangen, als sie ihn dazu aufforderte. Hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen, sich selbst zu schützen, und dem Wunsch, dem weinenden Mädchen zu helfen, hatte er sich unschlüssig auf die Stoßstange seines Wagens gesetzt. Als sie dann plötzlich vor ihm aus dem Nebel auftauchte, machte sich Erleichterung in ihm breit, doch gleich darauf hatte ihn eine Woge der Angst durchströmt.

Inzwischen hatte sie sich wieder im Griff. Sie weinte nicht mehr. Ihre Stimme klang fest, nach kurzem Zögern sogar entschlossen. Das Mädchen wollte ihn begleiten. Einen völlig Fremden. Finn zog eine Grimasse. Tja, nun hatte er den Salat.

Vor knapp zwei Stunden war er unterwegs nach Chelsea gewesen, um sich vor seiner Abreise von seiner Mutter zu verabschieden. Allein. Jetzt befand er sich ohne vorherigen Zwischenstopp auf dem Weg nach Las Vegas und hatte eine unerwünschte Beifahrerin am Hals, die sich an die Tür kauerte und so tief schlief, als hätte er ihr eine Betäubungsspritze ver-

passt. Er sollte anhalten, sie aufwecken, ein paar Antworten verlangen und sie dann irgendwo absetzen. Wie in Trance fuhr er jedoch weiter. Jede Meile brachte ihn weiter von Boston fort und ritt ihn tiefer in den Schlamassel, in den er sich sicherlich schon gebracht hatte. Und sie schlief tief und fest.



Ich wachte auf, bevor ich aufs Wasser aufschlug, und schluckte den Schrei aus dem Traum hinunter. Ich fror, fühlte mich total steif und hatte keinen Schimmer, wo ich war. Ruckartig richtete ich mich auf; dabei rutschte mir eine dünne Wolldecke von den Schultern. Mein Blick fiel auf ein staubiges Armaturen Brett. Durch eine breite Windschutzscheibe sah ich in der einsetzenden Abenddämmerung einen schlecht beleuchteten Rastplatz mit müden Reisenden, Bänken und einer Ladenzeile. Mein Blick schweifte weiter und ich entdeckte ihn – Clyde, der nicht aussah wie ein Clyde –, und plötzlich fiel mir alles wieder ein.

Er lag quer in seinem Sitz, die Arme verschränkt, die Beine in den Fußraum vor meinem Sitz gestreckt, und schlief. Seine Mütze war verrutscht, und im Nacken lugten Büschel blonder Haare hervor.

Im Auto herrschte Eiseskälte. Ich tastete nach meiner eigenen Kopfbedeckung, um sicherzugehen, dass sie noch da war. In unseren kuscheligen Beanies ähnelten wir einem Zwillingspaar Einbrecher kurz vor dem Bruch. Da endeten die Gemeinsamkeiten aber auch schon. Er hatte ein markantes, eckiges Kinn unter dem struppigen, ungepflegt wirkenden Bart. Ein kleiner Höcker verunzierte seine Nase – oder besser gesagt, verschönerte sie. Seine Lippen waren weder zu voll noch zu schmal und im Schlaf leicht geöffnet. Überrascht stellte ich

fest, dass all dies in der Kombination seinem Gesicht einen gewissen Reiz verlieh. Er sah gut aus.

Gran wäre nicht begeistert gewesen. Gegenüber den »Hübischen«, wie sie solche Jungs nannte, war sie noch misstrauischer. Mit fünfzehn hatte sie meinen Dad bekommen. Ich glaube, das hat sie meinem Großvater in ihrer dreißigjährigen Ehe nie verziehen. Er starb bei einem Bergwerksunglück, als Minnie und ich zehn waren. Gran zog zurück nach Grassley, in unsere ohnehin schon überfüllte erbärmliche Version eines Zuhauses, und ich fing an, für mein Abendessen zu singen. Schon damals schmiedete Gran große Pläne.

Ich spürte, wie die Wut, die zu einem geschwätzigem neuen Freund geworden war, wieder in mir hochkochte und mir Grans sämtliche Sünden zuflüsterte. Schnell schob ich den Gedanken daran beiseite, bevor ich mich zu sehr über ihre Fehler aufregen konnte, und betrachtete erneut Clydes Gesicht in der Dunkelheit. Ich sollte Gran anrufen und sie wissen lassen, dass es mir gut ging, aber das würde ich nicht tun. Es war mir egal, ob sie sich Sorgen machte. Es war mir egal, ob sie sauer auf mich war. Ich scherte mich nicht mehr um ihre Wünsche. Bisher hatte sie immer alles bekommen, was sie wollte. Sie würde es überleben.

Ich hätte Angst verspüren sollen, weil ich neben einem Fremden namens Clyde im Dunklen saß. Niemand wusste, wo ich war – verdammt, ich wusste es ja selbst nicht. Genau genommen wusste ich nicht einmal, wer ich eigentlich war, und zum ersten Mal seit Jahren spielte das keine Rolle für mich. Ich spürte innerlich einen Ruck und dann ein Gefühl, als ob sich irgendetwas in mir setzte. Mein Plan war gründlich schiefgegangen, aber vielleicht war das ganz gut so. Ich hatte losgelassen und mich in einer neuen Dimension wiedergefunden, in der ich auf mich allein gestellt war, mit nichts weiter zur Verfügung als den Klamotten, die ich am Leib trug, und dem Geld

in Grans Handtasche. Ich befand mich in einer anderen Welt voller neuer Möglichkeiten, in der ich vielleicht sogar meinen Frieden finden konnte. Und dieser Gedanke wirkte befreiend. Ja, ich fühlte mich frei.

Außerdem hatte mich Clyde zugedeckt und mich weder begrapscht noch im Schlaf ermordet. Zwei Pluspunkte für ihn. Drei, wenn man den Vorfall auf der Brücke mitzählte. Ich musste grinsen. Das vertrieb den wütenden Bewohner in meinem Herzen und Jiminy Grille auf meiner Schulter, die nervige Stimme meines Gewissens, die mich dazu aufforderte, endlich einzulenken und Gran anzurufen.

»Du jagst mir ein kleines bisschen Angst ein«, sagte Clyde plötzlich mit schläfriger Stimme.

Vor Schreck hüpfte ich hoch und krallte mich mit beiden Händen am Armaturenbrett fest, als säße ich im Wagen einer Achterbahn auf dem Weg nach unten.

»Wie es aussieht, habe ich dir eben auch Angst eingejagt«, murmelte Clyde, hob die Füße wieder auf seine Seite des Wagens und zog sich die Mütze zurecht.

»Warum jage ich dir Angst ein?«, fragte ich mit piepsiger Stimme.

»Du sitzt da und lachst ohne Grund. Das ist gruselig.«

»Ich habe nicht ohne Grund, sondern aus gutem Grund gelacht.« Ich zuckte mit den Schultern. »Wie lange habe ich geschlafen?«

»Eine ganze Weile. Als ich in Chelsea umgedreht und über die Brücke zurück nach Boston gefahren bin, hast du schon wie ein Stein geratzt. Ich habe fast eine Stunde durch die Stadt gebraucht; im TD Garden gab's irgendeine Großveranstaltung. Der Verkehr war die Hölle. Ich bin ein paar Stunden weitergefahren und habe vor einer Stunde hier gehalten, um mal kurz die Augen zuzumachen.«

Ich gab mir alle Mühe, nicht in meinem Sitz herumzuzappeln. Für den Verkehrsstau um den TD Garden war vermutlich ich verantwortlich.

»Wo ist hier?«, fragte ich.

»Wir sind von der Interstate runter und jetzt kurz vor New York.«

»Also sind wir immer noch in Massachusetts.«

»Ja, aber nicht mehr lange.« Schweigend blickte er nach vorn. Und irgendwie wusste ich, was er nicht aussprechen wollte. Wir waren immer noch in Massachusetts, also konnte ich immer noch umkehren.

»Ich war noch nie außerhalb von Massachusetts«, sagte er überraschend. »Das ist das erste Mal.« Er drehte langsam den Kopf zu mir. »Und du?« Abwartend hielt er meinen Blick fest.

»Für mich ist es auch das erste Mal. Ich meine, ich bin zum ersten Mal in Massachusetts.«

»Seit wann bist du hier?«

»Wie spät ist es?«

Clyde sah auf die Uhr und drehte den Arm in die eine und dann wieder in die andere Richtung, um das Licht von einer der Straßenlampen einzufangen, die am Rand des Parkplatzes standen. Niemand trug heutzutage noch Armbanduhren. Clyde offensichtlich schon. »Vier Uhr morgens.«

»Tja, dann bin ich seit vierundzwanzig Stunden in Massachusetts.« Wir waren am Vortag in aller Frühe in Boston mit unserer Karawane eingerollt – ein Bus für mich und Gran und all die Leute, die für Bonnie Rae Shelys Schönheit sorgten, ein Bus für die Band und die Soundcrew, ein Bus für die Backgroundsänger und -tänzer und zwei Sattelschlepper mit dem Sound- und Bühnenequipment. Die Bonnie-Rae-Shelby-*Come-Undone*-Tour war ein riesiges Unternehmen. Al-

lerdings hatte ich das *Come Undone*, das Sich-selbst-verlieren, auch ohne großes Tamtam nur in Sweatshirt, Jeans und Stiefeln geschafft. Und – nicht zu vergessen – Bär's Mütze. Ich hätte meiner Plattenfirma gleich sagen können, dass wir den ganzen anderen Krempel gar nicht brauchten.

Clyde fluchte leise, wobei er das einsilbige Wort in die Länge zog. »Was ist denn bloß in diesen vierundzwanzig Stunden passiert, dass du in den Mystic River springen wolltest?«

»Vielleicht wäre ich ja gar nicht gesprungen«, behauptete ich nach langem Schweigen, denn ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen sollen, ohne meine ganze Lebensgeschichte auszuladern.

»Du bist gesprungen. Aber das war nicht die Frage, Bonnie«, sagte Clyde sanft.

»Das ist die einzige Antwort, die ich habe, Clyde.«

»In diesem Fall werden sich unsere Wege leider hier trennen.«

»Sag das noch mal.«

»In diesem Fall werden sich unsere Wege leider hier trennen«, wiederholte Clyde nachdrücklich. Im trüben Licht konnte ich seine stahlharte Miene erkennen.

»Ich mag deinen Akzent. Du sagst nicht leider. Du sagst leida. Sag's noch mal.«

»Was zum Teufel ...«, stöhnte Clyde und streckte entnervt die Arme in die Luft.

»Das klang jetzt allerdings weniger cool«, verkündete ich. »Das sagst du so, wie ich es auch sagen würde. Was zum Teufel!«, brüllte ich. »Siehst du? Gar kein Unterschied.«

»Darauf kann ich echt verzichten«, murmelte Clyde und rieb sich mit der Hand übers Gesicht. Er mied meinen Blick, und ich wusste, dass ich es vermässelt hatte. Wann würde ich endlich lernen, einfach mal die Klappe zu halten? In unangeneh-

men Situationen oder wenn ich nervös war, gab ich ständig den Clown und versuchte, das Thema zu wechseln. Das war meine Art, mit solchen Dingen umzugehen. Als Minnie krank wurde, hatte ich immerzu versucht, sie zum Lachen zu bringen. Und die anderen auch. Als mir das irgendwann nicht mehr gelang, hatte ich mich von Gran überreden lassen, auf andere Weise »zu helfen« – indem ich Geld verdiente. Was mich an ihre Handtasche erinnerte. Ich hielt sie hoch.

»Ich habe Bargeld. Ich bezahle dich dafür, dass du mich nach Vegas bringst.« Ich zog ein Bündel Scheine aus Grans Portemonnaie und wedelte wie mit einem Fächer damit vor seiner Nase herum. Er riss die Augen auf.

»Ich nehm dir nicht ab, dass du einundzwanzig bist«, sagte er und schob meine Hand weg. »Wie alt bist du wirklich? Zwölf?«

»Ich wurde am 1. März 1992 geboren«, sagte ich und wurde ebenfalls lauter. »Da hast du deine Antwort. Sonst noch Fragen?«

»Eine Einundzwanzigjährige ist nicht so blöd und wedelt mit einem Bündel Geldscheine vor dem Gesicht eines Fremden herum. Du bist mir völlig ausgeliefert, das ist dir doch wohl hoffentlich klar? Ich könnte mir dein Geld schnappen, dich aus dem Auto werfen und abhauen. Und das ist nicht mal das Schlimmste, was ich dir antun könnte! Das eben war nicht gerade clever, Kleine. Im Gegenteil!« Er war völlig geschockt, um nicht zu sagen wütend. Und ich wusste, dass er recht hatte. Ich war nie sonderlich clever gewesen. Gran hatte mir das immer wieder unter die Nase gerieben. Deshalb bin ich auch Sängerin geworden, weil die nicht klug sein müssen.

»Du hast recht. Ich bin nicht clever. Ich bin so dumm wie ein Zaunpfosten. Und ich brauche eine Mitfahrgelegenheit.« Meine Stimme zitterte theatralisch, doch das schien besser zu

funktionieren als der Versuch, ihn zum Lachen zu bringen oder das Thema zu wechseln.

Clyde stöhnte und rieb sich erneut mit der Hand übers Gesicht. »Du hast Geld – einen Haufen sogar, wie es aussieht. Warum nimmst du dir keinen Leihwagen?«

»Ich habe meinen Führerschein und meine Kreditkarten nicht dabei.«

»Dann fahr mit dem Bus!«

»Das geht nicht, weil man mich erkennen könnte«, antwortete ich, was mir noch im selben Augenblick leidtat.

»Oh, na da fühl ich mich doch gleich besser!«, schoss er zurück. »Irgendetwas wirst du schon rausrücken müssen, Kleine. Kein Geld«, sagte er schroff, als ich wieder mit dem Bündel Scheine wedelte. »Informationen! Entweder du überzeugst mich, dass es kein großer Fehler ist, dich mitzunehmen, oder die Fahrt ist hier für dich zu Ende.«

»Mir wäre es echt lieber, wenn du nicht weißt, wer ich bin.«

»Ja, klar. Das habe ich schon kapiert, als du behauptet hast, du hießest Bonnie.«

»Ich heiße wirklich Bonnie.«

»Und wie ist dein Nachname?«

»Wie lautet dein Vorname?«, konterte ich.

»Das ist mein Auto. Hier stelle ich die Fragen.«

Ich biss mir auf die Lippe und sah weg. Mir blieb wohl keine Wahl. »Shelby«, sagte ich leise. »Mein Nachname ist Shelby.«

»Bonnie Shelby«, wiederholte Clyde. »Und wie alt bist du, Bonnie Shelby?«

»Einundzwanzig!«, sagte ich zähneknirschend. Vielleicht sollte ich mir die Sache mit der Mitfahrgelegenheit doch noch mal überlegen.

»Tja, bedauerlicherweise kannst du das nicht beweisen, Bonnie Shelby.«

»Lass den Motor an.«

»Wir fahren nirgendwohin, Kleine.«

»Mach's einfach. Ich kann dir beweisen, dass ich die Wahrheit sage. Aber erst musst du mir versprechen, dass du dich mir gegenüber nicht komisch verhalten wirst.«

»Also, ich bin hier nicht derjenige, der von Brücken springt, wie wahnsinnig lacht, ohne Punkt und Komma quasselt und mit einem völlig Fremden nach Vegas fahren will«, erwiderte Clyde. Als er den Schlüssel drehte, erwachte der alte Chevy tuckernd zum Leben. Ich schaltete das Radio ein und suchte einen Countrymusiksender. »Hörst du ab und zu Country?«, fragte ich, inständig hoffend, dass er es nicht tat.

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht.« Hunter Hayes sang darüber, dass er einem Mädchen das Gefühl geben wollte, begehrt zu werden, und ich wartete auf das Ende des Songs. Ich hatte Hunter im vergangenen Jahr bei den *Country Music Awards* kennengelernt. Er war süß und nett, und damals hatte ich gedacht, dass er ein toller Eröffnungsact für meine *Come-Undone*-Tour sein könnte. Gran hatte jedoch andere Pläne gehabt, weshalb nichts daraus geworden war.

Auf Hunter folgte Carrie Underwood. Ich seufzte. Es war ja auch zu viel verlangt, dass einer meiner Songs ausgerechnet dann gespielt wurde, wenn ich ihn brauchte. Ich suchte einen Moment lang weiter und schaltete schließlich das Radio aus.

»Das funktioniert nicht. Ich brauche deine Gitarre. Sie hat doch noch alle Saiten, oder?«

Clyde betrachtete mich verdutzt. »Ja. Aber sie ist seit zehn Jahren nicht mehr gespielt worden. Und davor auch schon nicht besonders oft. Sie ist total verstimmt.«

Ich kletterte auf den Rücksitz, schnappte mir den Gitarrenkoffer und kam über die Sitze wieder nach vorn. Natürlich

wäre es bequemer gewesen auszusteigen, aber ich befürchtete, Clyde würde das Gaspedal durchdrücken und sich aus dem Staub machen, sobald meine Füße den Asphalt berührten. Er sah von Sekunde zu Sekunde argwöhnischer aus.

Ich öffnete den Koffer und holte die Gitarre heraus, während ich mich so hinsetzte, dass ich spielen konnte. Das Instrument war so schlimm verstimmt, dass die Saiten beim Einstellen ächzten und jammerten. Ich musste eine ganze Weile drehen und zupfen, bis sie wieder so klangen, wie es sein sollte.

»Du kannst das ohne Stimmgerät?«

»Ich bin vielleicht nicht klug, dafür hat mir Jesus zum Ausgleich das perfekte Gehör geschenkt«, sagte ich beiläufig. Clyde zog die Augenbrauen hoch. Ich wusste nicht, ob er an meinem Gehör zweifelte oder daran, dass Jesus der Schenker war.

»So, das hätten wir«, sagte ich schließlich und schlug ein paar Akkorde an. »Nicht schlecht für ein altes Mädchen, das eine Weile nicht angefasst worden ist.«

Clyde fluchte undeutlich.

Ich ignorierte ihn und zupfte das Intro meines letzten Nummer-eins-Hits. Selbst wenn Clyde für Countrymusik nichts übrig hatte, an diesem Song war er vermutlich nicht vorbeigekommen. Im vergangenen Sommer war er die Titelmelodie eines großen Action-Blockbusters gewesen und mein größter Cross-over-Hit. Er wurde so oft im Radio gespielt, dass selbst ich ihn inzwischen nicht mehr hören konnte.

Der Kinofilm hieß *Machine*, ebenso wie der Song. Im Film war die Erde von Außerirdischen, halb Roboter und halb Mensch, erobert worden. Einer dieser Außerirdischen hatte sich in ein Menschenmädchen verliebt und musste sich nun für eine Seite seines Wesens entscheiden. Das Lied ist bittersüß und voller Sehnsucht, ein perfektes Gegengewicht zu den temporeichen Actionszenen, die in einem atemberauben-

den Höhepunkt gipfeln, bei dem sich Machine für das Mädchen opfert, das glaubt, er sei zu keinerlei Gefühlen fähig. Zu spät findet sie heraus, dass so viel mehr in ihm gesteckt hatte. Amerika hatte den Film und den Song geliebt. Ich hoffte, dass Clyde ihn auch kannte.

»*Just a machine*«, sang ich. »*Too cold to run, expired and numb, call it love. You don't mind it, like I mind it, your hollow kindness. I should leave.*«

Clyde beobachtete mich reglos, die Hände auf das Lenkrad gelegt. Seine Miene war undurchdringlich und gab seine Gedanken nicht preis, also sang ich weiter und spielte die Überleitung zum Refrain.

»*I'll cover your feet and kiss your hands. By the morning you'll forget who I am. Love is charity, but you're not an orphan, so I'll stay white noise that helps your sleeping. And if I'm useless, why do you use me, like a rusty machine, for your saving?*«

»Ich kenne das Lied.« Clyde schien wenig beeindruckt.

»Und weißt du auch, wer es singt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Bonnie Rae Shelby«, sagte ich.

»Und das bist du?« Ich konnte ihm ansehen, dass er mir nicht glaubte.

»Ja, das bin ich, aber meine Familie nennt mich schlicht Bonnie.«

»Und was hatte Bonnie Rae Shelby letzte Nacht auf der Tobin Bridge verloren?«

»Ich habe im TD Garden ein Konzert gegeben. Der letzte Gig auf meiner Tour. Ich war fertig.« Ich redete schnell weiter, denn ich wusste, egal, was ich sagte, es würde kaum Sinn ergeben. »Ich habe ein Taxi genommen und dem Fahrer gesagt,

er solle durch die Gegend fahren. Ich wollte bloß noch weg, allein sein, verstehst du?»

»Und der Taxifahrer hat dich einfach so auf der Brücke aussteigen lassen?»

»Ihm blieb gar nichts anderes übrig, nachdem ich die Tür aufgemacht und ihm gesagt habe, dass er anhalten soll. Er ist ziemlich schnell auf die Bremse getreten und war vermutlich froh, mich los zu sein.«

Schweigend saßen wir da, während Clyde meine Erklärung offenbar verdaute. Ich nestelte an den Saiten, griff ein paar Akkorde und ließ die Finger über die Bünde wandern. Aber ich spielte nicht. Ich ließ Clyde in Ruhe grübeln. Irgendwann seufzte er und lehnte sich im Sitz zurück.

»Das beweist gar nichts. Ich weiß null über Bonnie Rae Shelby. Du könntest trotzdem erst siebzehn sein; woher soll ich das wissen?»

Ich stöhnte. »Du hast ein Handy, oder? Überprüf mich.« Ich wünschte wirklich, er würde darauf verzichten. Ich wollte einfach nur fahren. Fahren, fahren, fahren. Und keinen Blick mehr zurückwerfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Clyde – so wie alle – mich nur noch als blinkendes Dollarzeichen sehen, wenn er sich erst mal davon überzeugt hatte, dass ich die Wahrheit sagte.

Clyde griff in die Tasche und zog ein Handy heraus – ein Klapphandy. Aus der Steinzeit. »Damit geht das wohl nicht, oder?»

»Äh. Nein. Wo hast du das denn her? Aus dem Museum?»

»Meine Mutter hat darauf bestanden, dass ich ein Handy mitnehme, und mir das hier vermacht.«

»Hasst dich deine Mama so sehr?»

Clyde schob das Handy zurück in die Tasche, und unsere Blicke trafen sich. Sofort fühlte ich mich mies. Ich hatte nur

einen Witz machen wollen. Verflucht sei meine große Klappe. Da war irgendetwas in seiner Miene, das mich ins Grübeln brachte. Er hatte traurige Augen und wirkte müde. Zu müde für einen jungen Mann. Ich fragte mich, ob in meinen Augen ein ebenso erschöpfter Ausdruck lag.

»Wie alt bist du?«, fragte ich.

»Vierundzwanzig«, antwortete er.

Ich nickte, als ob ich zustimmen würde. Was idiotisch war. Ich hätte auch genickt, wenn er dreiundzwanzig oder fünfundzwanzig gesagt hätte.

»Wirst du mir wehtun, Clyde?«

Seine Augenbrauen schossen nach oben, und er betrachtete mich überrascht.

»Wirst du mich in kleine Stücke schneiden oder mich zwingen, ekelerregende Dinge zu tun?«

Einen Moment lang spiegelte sich Entsetzen in seinen Augen, dann lachte er und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Offenbar tat er das immer, wenn er nicht wusste, was er sonst tun sollte.

»Also nein?«, hakte ich nach.

»Du bist ein sehr seltsames Mädchen, Bonnie«, brummte er. »Aber nein. Ich werde dir nicht wehtun und dich auch nicht in Stücke schneiden oder sonst was mit dir tun.«

»Das dachte ich mir. Typen, die so was tun, spielen nicht den Helden und überreden Fremde, von Brückengeländern zu steigen. Obwohl du mich nicht überredet hast, sondern eher umgehauen. Übrigens, vielen Dank dafür.« Meine Kehle schnürte sich zu, ich kämpfte gegen die unvermittelt aufsteigende Rührseligkeit an. »Ich werde dir auch nicht wehtun, Clyde. Ich brauche nur eine Mitfahrgelegenheit. Ich kann meinen Anteil bezahlen und dir Gesellschaft leisten und dich sogar ablösen, wenn du eine Pause brauchst.«

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass Grans Smartphone vielleicht in ihrer großen Reißverschluss tasche steckte. Ich öffnete sie, schob das Geld zur Seite und kramte zwischen Tic Tacs und Lippenstift, bis ich ganz unten das Handy fand. Es war auf Vibrieren eingestellt. Das Display zeigte dreißig verpasste Anrufe und doppelt so viele SMS-Nachrichten an. Offensichtlich hatte sie gemerkt, dass ich ihre Handtasche mitgenommen hatte. Ich schaute mir keine einzige Nachricht an, sondern wischte über den Bildschirm und googelte meinen Namen. Ich fand ein paar gute Bilder, Nahaufnahmen von meinem Gesicht, und reichte Clyde das Handy. »Hier, siehst du?«

Er nahm es und schaltete die Innenbeleuchtung ein, um die Fotos besser sehen zu können. Sein Blick schweifte ein paarmal von mir zum Display und wieder zurück, dann zog er mir die Mütze vom Kopf.

»Warum hast du dir die Haare massakriert?«

»Gefällt dir meine Frisur etwa nicht?«

Die Andeutung eines Lächelns flog über sein Gesicht.
»Nein.«

Ich schnappte mir das Handy und klickte durch ein paar Links, bis ich eine Biografie von mir fand. Mein Geburtsdatum stand gleich ganz oben – 1. März 1992.

»Hier steht alles, was du über mich wissen musst, einschließlich meines Alters. Total verlässliche Informationen aus dem Internet. Da stehen vermutlich sogar Dinge drin, die ich selbst noch gar nicht weiß.«

Clyde nahm das Handy entgegen und las den Text durch. Er las. Und las. Und las. Es war ein seltsames Gefühl, ihm zuzusehen, und ich wandte mich von ihm ab, zupfte an der Gitarre und hoffte, dass in dieser sogenannten Biografie nicht allzu haarsträubende Dinge standen – wie Affären, die nie passiert

waren, und Dummheiten, die ich bedauerlicherweise bisher noch nicht begangen hatte.

»Clyde?«

Er schaute auf.

»Hast du endlich genug schmutzige Details erfahren? Ich brauche nämlich was zu essen. Und eine Dusche. Und ich glaube, mir gefällt mein Haarschnitt auch nicht.«